

ANETTE SORGE

DER KAMPF UM COLORANIA

EMITH UND

DIE LETZTE SCHLACHT



cap-books

*Meinem lieben Freund gewidmet, den ich immer noch vermisse.
Im Gedenken an dich habe ich all diese Geschichten geschrie-
ben, und ich habe sie liebgewonnen, die Menschen in Colorania.
Aber vor allem liebe ich den König. Und mein Wunsch ist, dass
alle, die das lesen werden, ihn kennenlernen. Den König, der
mich geliebt und gerettet hat, und der immer für mich da war in
all den Jahren meines Lebens.*



I. Die Falle



„Wie kann es sein, dass dieser Junge namens Emith und dieses Mädchen namens Cynthia immer noch gesund und munter in unserem Land herumlaufen? Trotz aller Versuche, sie aus dem Weg zu schaffen?“ Der große, finster aussehende Mann schnaubte vor Wut. Sein Gesicht war bleich wie der Tod, und seine schwarzen blutunterlaufenen Augen versprühten so viel Hass, dass selbst seine engsten Berater, die ihn gut kannten und mit seinen Wutausbrüchen vertraut waren, erschrocken zurückwichen. „So viele von euch habe ich damit beauftragt, sie unschädlich zu machen, und niemandem ist es gelungen! Wie kann das sein? Ich verlange eine Erklärung, und zwar sofort!“, wiederholte er.

Die Schwarzen Ritter und engsten Berater des Schwarzen Meisters, die zu dieser Versammlung eingeladen waren, schwiegen betroffen. Schließlich versuchte einer von ihnen, den erregten Meister zu beruhigen: „Verehrter Meister, lang möget Ihr leben“, begann er. „Ich verstehe Eure Besorgnis. Jedoch kann ich Euch versichern, dass von den beiden im Moment keine Gefahr ausgeht. Sie waren lange nicht mehr aktiv im Dienst des Feindes unterwegs ...“ Weiter kam er nicht, denn er wurde sofort von dem Meister, den er zuvor voller Ehrfurcht angesprochen hatte, ganz ehrfurchtslos unterbrochen: „Bist du denn ein vollkommener Trottel?“, schrie er ihn an. „Keine Gefahr? Bloß, weil sie lange keinen besonderen Auftrag mehr hatten! So blöd kannst auch nur du sein! Das ist doch alles Strategie! Sie wollen, dass wir uns in falscher Sicherheit wiegen! Dass wir unachtsam werden! Und dann werden sie erneut zuschlagen!“

Nach diesem Ausbruch traute sich erstmal keiner mehr, noch etwas zu sagen. Doch der Schwarze Meister ließ nicht locker: „Ihr seid alle Feiglinge, alle miteinander! Kann mir keiner hier Rede und Antwort stehen? Ich habe euch eine Frage gestellt! Also: Warum ist es keinem von euch gelungen, diese elenden Feinde unseres Volkes unschädlich zu machen?“

Unbehagliches Schweigen lag auf der Versammlung. Schließlich wagte einer der jüngeren Ritter, das Wort zu ergreifen: „Verehrter Meister, möget Ihr ein langes Leben voller Ruhm und Ehre haben, und mögen Eure Feinde bald tot zu Euren Füßen liegen.“

Der Meister nickte zufrieden. Anscheinend gefiel ihm die Rede des jungen Ritters. Er gebot ihm mit einer Handbewegung, fortzufahren.

Daraufhin räusperte sich dieser und sagte: „Der Grund, warum es bisher niemandem gelungen ist, sowohl Emith und Cynthia als auch ihren Freunden zu schaden, ist, dass sie unter dem besonderen Schutz ihres Königs stehen!“

Bei dem Wort *König* griff sich der Schwarze Meister entsetzt an die Brust und ein gequältes Stöhnen kam über seine Lippen. Er öffnete seinen Mund und wollte etwas sagen, aber seine Zunge gehorchte ihm nicht.

Der junge Ritter, der von alledem nichts bemerkt hatte, fuhr fort: „Seit Ihr den König auf dem Todesfelsen hinrichten ließet und er vom Tod wieder auferstanden ist ...“ Weiter kam er nicht, denn jetzt entfuhr dem Schwarzen Meister ein lauter Schrei. Schaum stand ihm vor dem Mund. Alle Anwesenden wichen erschrocken zurück, als er sein Schwert zog und wie ein Wilder um sich schlug. Zum Glück war er viel zu wütend, um irgendjemanden zu treffen. Erst nach einer ganzen Weile kam er zur Besinnung. Er baute sich bedrohlich vor dem jungen Ritter auf und zischte ihn

an: „Wie kannst du es wagen, mich *daran* zu erinnern! Wie kannst du es wagen, überhaupt diesen Namen in meiner Gegenwart auszusprechen!“ Er wandte sich an die Ritter, die neben ihm standen und befahl: „Schafft diesen unverschämten Kerl raus! Verfahrt mit ihm, wie er es verdient!“

Sofort ergriffen die beiden Ritter ihren jungen Kollegen und führten ihn aus dem Raum.

Danach wagte keiner mehr, etwas zu sagen. Nur der Schwarze Meister schimpfte unentwegt vor sich hin: „Ich bin von Feiglingen und Verrätern umgeben! Von Volltrotzeln und unfähigen Versagern! Was gäbe ich dafür, wenn ich auch nur einen einzigen fähigen Mann hier hätte! Einen einzigen! Doch das ist mir nicht vergönnt! Allein *meiner* Intelligenz und *meinen* Fähigkeiten ist es zu verdanken, dass ich immer noch an der Macht bin, und dass ich immer noch Colorania regiere! Dass meine Herrschaft immer noch die einzig wahre und ewig bestehende Herrschaft über Colorania ist!“

Keiner wagte, den Schwarzen Meister daran zu erinnern, dass seine Macht in Wirklichkeit ziemlich zurückgedrängt worden war und sich seine Herrschaft nur noch auf einige Menschen und Gebiete in Colorania beschränkte. Wenn er in dieser Stimmung war, war es besser, gar nichts zu sagen.

Deshalb drehten sich alle überrascht um, als aus dem Hintergrund ein graugekleideter Mann trat und das Wort ergriff. Er sparte sich alle Schmeicheleien und kam gleich zum Thema: „Meine Herren, wie ihr bereits festgestellt habt, konnten die Feinde, von denen ihr spracht, nicht vernichtet werden, weil sie unter besonderem Schutz stehen. Also gibt es nur eins, was wir tun können: Wir müssen sie dazu bringen, ihren Schutz zu verlassen!“

Jetzt schaute ihn selbst der Schwarze Meister überrascht an. „Wie meinst du das?“, fragte er.

Der graugekleidete Mann fuhr fort: „Ich habe seit Langem die Vorgehensweisen des Feindes beobachtet. Ich weiß, dass er seine Leute sehr gut beschützt. Und, wenn ich das mal so sagen darf: Ich weiß, dass niemand von uns die Chance hat, seinen Leuten irgendeinen Schaden zuzufügen, weil der Schutz, den er ihnen gibt, einfach zu stark für uns ist. Und, auch wenn Ihr, verehrter Meister, das nicht hören mögt, aber seit dieser misslungenen Aktion am Todesfelsens können wir mit militärischen Mitteln oder irgendwelchen Mordplänen und Anschlägen sowieso nichts mehr gegen den Feind oder seine Leute ausrichten. Aber es gibt dennoch einen Weg, wie wir sie besiegen und die Macht des Feindes zurückdrängen können!“

Der Schwarze Meister, der bei der Erwähnung des Todesfelsens mit den Zähnen geknirscht hatte, gebot dem Mann mit einem ungeduldigen Handzeichen, weiterzureden.

Dieser fuhr fort: „Die Stärke von Emith und Cynthia und ihren Freunden liegt in der Beziehung, die sie zu ihrem König und zu den Tauben haben.“

Der Schwarze Meister zuckte bei der Erwähnung des Königs zusammen, sagte aber nichts. Gespannt warteten sowohl er als auch alle anderen Anwesenden ab, was der graue Mann weiter zu sagen hatte.

„Wir müssen sie dazu bringen, sich von ihren Tauben abzuwenden und sich nicht mehr um die Beziehung zu ihrem König zu kümmern. Sie müssen auch unbedingt aufhören, in ihrem Buch zu lesen. Dann verlassen sie diesen massiven Schutz, unter dem sie stehen. Ihr wisst, das hätte schon einmal fast geklappt, als sie in Shantakan, in unserer Stadt Moroh festsaßen. Unglücklicherweise haben sie sich

dann doch wieder an ihre Beziehung zum König und an die Tauben und all das erinnert. Aber wenn wir etwas finden, was sie so vollständig davon ablenkt, dass sie sich noch weiter von ihrem Auftraggeber entfernen als damals, werden wir Erfolg haben.“

Der Schwarze Meister runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach. Dann meinte er: „Aber wenn sie schon damals von all der Pracht in Moroh nicht genug beeindruckt waren, um sich vollständig von ihrem Auftraggeber abzuwenden, womit kann man sie dann von ihm weglocken?“

Der graue Mann lächelte heimtückisch. „Die Situation ist jetzt anders“, sagte er. „Erstens sind sie frustriert, weil sie lange keinen Auftrag mehr von ihrem König erhalten haben. Sie langweilen sich, fühlen sich unwichtig und sind niedergeschlagen. Das sind die besten Voraussetzungen für uns. Zweitens werden wir eine andere Strategie verwenden als die Leute in Moroh. Wir werden sie täuschen. Ihre Zuneigung und Verbundenheit zu ihrem Auftraggeber ist groß. Deshalb müssen sie denken, dass das, was wir ihnen anbieten, ihrem Auftraggeber Freude bereitet und ihn ehrt, ja, dass es von ihm kommt!“

Der Schwarze Meister nickte bedächtig. „Ja, das macht Sinn. Aber was kann das sein?“

„Es muss mit den Farben zusammenhängen! Sie sind alle verrückt nach den Farben, und der König war es, der sie ins Land gebracht hat. Verehrter Meister, wenn ihr mir ein paar Tage Zeit gebt, werde ich euch einen Plan vorstellen. Mir ist gerade eine geniale Idee gekommen! Wir werden unsere Feinde täuschen. Sie werden es noch nicht mal merken, dass wir sie an der Nase herumgeführt haben. Und ehe sie sich versehen, haben sie den Schutz ihres Königs verlassen und laufen uns in die Falle!“

Der Schwarze Meister blickte den grauen Mann eine lange Zeit prüfend an. Dann huschte so etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht und er nickte. „Also gut. Ich gebe dir drei Tage Zeit. Danach stellst du mir deinen Plan vor. Und wir treffen die Vorbereitungen, um unsere Feinde in die heimtückischste Falle laufen zu lassen, die die Welt je gesehen hat!“

„Genau, die heimtückischste Falle, die die Welt je gesehen hat“, bestätigte der graue Mann mit einem dünnen Lächeln.

II. Die gläsernen Kugeln

Emith saß in seinem Zimmer und hatte Langeweile. Mittlerweile waren drei Jahre vergangen, seit er und die anderen von ihrem letzten Abenteuer zurückgekommen waren. Seitdem hatten sie keinen neuen Auftrag vom König mehr bekommen. Und irgendwie fanden sie das alle frustrierend. Wie sehr hatten sie es genossen, ständig in spannende Abenteuer geschickt zu werden, fremde Länder zu bereisen und sich richtig wichtig zu fühlen. Doch jetzt hatte der König sie anscheinend vergessen. Sie führten ein ganz normales Leben wie alle anderen auch, meckerten über die Schule und langweilten sich öfter, wenn sie mit den Hausaufgaben fertig waren. Das einzige, was Emith immer wieder Freude bereitete, waren die Ausritte auf seinem Hengst Nachtwind. Doch heute hatte er so schlechte Laune, dass er noch nicht mal dazu Lust hatte. Warum nur hatten sie so lange keinen Auftrag mehr vom König bekommen? Bedeuteten sie ihm nichts mehr? Das Leben schien so langweilig geworden zu sein.

Lustlos blätterte er im Buch des Königs. In letzter Zeit hatte es ihm irgendwie nicht mehr viel zu sagen. Früher war das ganz anders gewesen.

Ab und zu sprach Emith mit der Taube darüber. Die Taube war ein Geschenk des Königs von Colorania, als dieser das Land wieder verlassen hatte. Sie konnte sprechen, gab ihm weise Ratschläge und durch sie konnte er immer mit dem König in Verbindung bleiben. Jeder seiner Freunde hatte vom König eine solche Taube bekommen.

Doch wenn Emith jetzt mit ihr über seine Situation sprach, antwortete sie immer nur, er solle dem König vertrauen. Der König würde schon wissen, was er tue, und überhaupt sei es wichtig für ihn, auch in der Schule weiterzukommen. Doch das waren überhaupt nicht die Antworten, die Emith hören wollte. Er war sauer und frustriert. Das Leben schien keinen richtigen Spaß mehr zu machen.

Seinen Brüdern ging es genauso. Manchmal saßen sie alle zusammen und sprachen über die vergangenen Abenteuer. Und dann schien es ihnen, als hätten sie damals ein ganz anderes Leben gehabt. Ein Leben, das überhaupt nichts mit ihrem jetzigen Leben zu tun hatte!

Emith war inzwischen sechzehn und noch ein ganzes Stück gewachsen. Immer noch trug er sein schwarzes Haar kurz geschnitten. Er war ein gutaussehender Junge mit ungewöhnlich hellblauen Augen. Doch heute schauten sie so finster, dass ihm das ein ganzes Stück seiner Schönheit wegnahm. Seine drei Brüder, die eigentlich nicht seine richtigen Brüder, sondern seine Cousins waren, wirkten genauso missmutig. Alle drei sahen sich sehr ähnlich, mit ihren roten Haaren und den braunen Augen, die in einem Gesicht voller Sommersprossen meist lebenslustig funkelten (wenn sie nicht so schlecht gelaunt waren wie heute).

Johrin war achtzehn, Jotan, genau wie Emith, sechzehn und Jakob vierzehn.

Alle drei waren gute Freunde des Königs von Colorania und schon mehrfach in seinem Auftrag unterwegs gewesen. Sie liebten den König – den wahren König von Colorania –, nicht den Schwarzen Meister, der immer noch einen Teil des Landes beherrschte und ständig versuchte, seine Macht zurückzugewinnen. Und sie liebten die Farben, die der König ins Land gebracht hatte. Bis vor ein paar Jahren war das Land Colorania komplett schwarz, weiß und grau gewesen. Es hatte keine Farben gegeben, und keiner der Bewohner des Landes wusste überhaupt, dass es so etwas wie Farben gab. Doch dann hatten Emith und einige andere Leute Träume gehabt, in denen sie zum ersten Mal Farben gesehen hatten. Und diese Träume hatten sie nicht mehr losgelassen und sie dazu motiviert, den wahren König des Landes zu suchen. Den König, den der Schwarze Meister viele Jahre zuvor mit List, Tücke und Lügen aus Colorania vertrieben hatte. Und dieser König war zurückgekommen und hatte dem Land die Farben wiedergebracht.

Emith wurde aus seinen Gedanken herausgerissen, als er von draußen eine laute Glocke hörte. Der Ausrufer war gekommen. Neugierig sprang Emith auf. Er wollte hören, was er zu sagen hatte. Auch Johrin, Jotan und Jakob waren neugierig aufgestanden und rissen das Fenster auf. Wenn der Ausrufer kam, brachte er meistens eine wichtige Botschaft, die die ganze Bevölkerung hören sollte. Er ritt mit seinem Pferd durch die Straßen der Städte und Dörfer, machte mit seiner lauten Glocke auf sich aufmerksam und verkündete seine Botschaft.

„Verehrte Bürger von Colorania“, rief er heute. „Ich verkündige euch, dass in jeder Stadt und in jedem Dorf von

Colorania heute Markttag ist, weil wir eine Weltneuheit verkaufen. Für nur einen coloranischen Silbertaler könnt ihr ein sensationelles Farbspektakel kaufen! Kommt alle zum Markt und verpasst diese wunderbare Gelegenheit nicht!"

Emith und seine Brüder schauten sich überrascht an. „Was soll das sein?“, fragten sie sich. „Ein Farbspektakel?“

„Vielleicht möchte der König uns eine besondere Freude machen“, überlegte Jotan.

„Ja“, stimmte Jakob begeistert zu. „Das kann sein!“

„Los, lasst uns zum Markt gehen und uns das anschauen!“

„Lasst uns Cynthia abholen. Sicher möchte sie auch mitkommen“, schlug Emith vor.

Die anderen nickten, und so machten sie sich auf den Weg.

Cynthia, ein hübsches, schlankes, schwarzhhaariges Mädchen mit smaragdgrünen Augen, kam ihnen schon entgegen. „Habt ihr das gehört?“, fragte sie aufgeregt.

„Ja, wir wollen uns das mal anschauen“, antworteten die Jungen, und bald waren sie in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Alle waren neugierig, um was es sich bei diesem sogenannten Farbspektakel handelte.

Für Emith und die anderen unsichtbar begleiteten einige hochgewachsene, kräftige Männer in Kriegsausrüstung die Gruppe. Ihre Körper schienen aus reinem Licht zu bestehen.

Einer von ihnen, mit Namen Ajhimo, sagte besorgt: „Wir müssen sie irgendwie daran hindern, das zu kaufen!“ Während er sprach, glitten seine Augen liebevoll über jeden Einzelnen der Gruppe und blieben dann an Cynthia hängen. Er war ihr persönlicher Beschützer, vom König extra für sie eingeteilt. Und er liebte seine Aufgabe. Mit ganzer Hingabe hatte er Cynthia bisher in jedem Abenteuer beschützt,

und er hatte vor, das auch weiterhin zu tun. Er wusste, dass Cynthia ihn nicht sehen konnte, aber er wachte sorgsam über jeden ihrer Schritte. Neben ihm ging Fucato, der vom König als persönlicher Beschützer von Emith eingeteilt war. Auch er liebte seinen Auftrag. Es war ihm eine Ehre, den Jungen zu beschützen. Und er war bereit, sein Leben zu opfern, um ihn bis zum Äußersten zu verteidigen. Doch jetzt war sein Blick traurig und seine Stimme schwer vor Kummer: „Wir werden das nicht verhindern können, lieber Ajhimo“, antwortete er. „Solange sie nicht im Buch des Königs nach der Wahrheit suchen und mit ihren Tauben sprechen, werden wir das nicht verhindern können.“

„Aber warum tun sie das nicht? Ich meine, sie lesen immerhin noch ab und zu im Buch des Königs, aber irgendwie nicht mehr so, dass sie wirklich erwarten, dass der König zu ihnen spricht! Sie lesen es so ... gelangweilt, ohne wirkliches Interesse. Und warum hören sie ihren Tauben nicht zu? Sie hätten sie fragen können, ob dieses Ding wirklich vom König kommt!“, meinte Ajhimo.

Er verstand das nicht. Bisher hatte er mit Cynthia in dem Bereich noch nie Probleme gehabt. Außer in der kurzen Zeit in Moroh, wo sie alle aus der Gemeinschaft mit dem König weggegangen waren. Aber da hatte der Beschützer von Gwinon eingegriffen, indem er in der Nacht im Traum zu ihm gesprochen hatte. Und, dem König sei Dank, hatte Gwinon zugehört! Dadurch hatten sich alle wieder an die Königsbücher und die Tauben erinnert. So war es Ajhimo, Fucato und den anderen gelungen, sie aus Moroh hinauszubringen.

Doch jetzt schien es, als hätten sowohl Emith und seine Brüder als auch Cynthia jegliche Begeisterung für den König und sein Buch verloren. Und mit ihren Tauben sprachen

sie auch kaum noch. Fucatos und Ajhimos Gesichter sahen traurig aus. „Wenn sie so weitermachen, wird es schwer für uns, sie zu beschützen“, flüsterte Fucato leise.

Es schien, als ob das ganze Dorf auf den Beinen war. Odiah war zwar nicht groß, doch wenn alle Einwohner sich auf einmal auf dem Marktplatz versammelten, merkte man, dass es doch gar nicht so wenige waren. Die Leute drängten sich dicht um die Marktstände herum. Emith, seine drei Brüder und Cynthia brauchten eine ganze Weile, bis sie überhaupt dichter herankonnten. Schließlich hatten sie es aber geschafft und standen vor einem der Marktstände. Ihnen allen blieb der Mund offen stehen vor Staunen, als sie den Stand sahen.

Der Verkäufer bot geschliffene Kristallkugeln an, die das Sonnenlicht in allen Farben reflektierten. Diese Kugeln sahen wunderschön aus und hatten eine geradezu magische Anziehungskraft.

„Oh, sehen die aber schön aus!“, staunte Cynthia ehrfürchtig.

Auch Emith, Johrin, Jotan und Jakob betrachteten fasziniert die Kristallkugeln.

„Ihr dürft sie gerne in die Hand nehmen“, bot der Händler freundlich an.

Vorsichtig nahm Emith eine der Kristallkugeln und drehte sie herum. Sie passte genau in seine Hand und war angenehm kühl auf der Haut. Auch Cynthia griff nach einer Kugel. In dem Moment, in dem sie sie in die Hand nahm, spürte sie eine gewisse Unruhe in ihrem Inneren. Die Taube auf ihrer Schulter gebärdete sich wie wild. Doch die Kugel sah so schön aus, dass sie darüber nicht weiter nachdachte. Der Glanz des geschliffenen Kristalls nahm Cynthias Augen

regelrecht gefangen. In allen Regenbogenfarben reflektierte sich das Licht darin. Das sah so wunderschön aus, dass es ihr schwerfiel, den Blick wieder davon abzuwenden.

„Für nur einen Taler kannst du sie mitnehmen, junge Frau“, erklärte der Händler eifrig, während er von mehreren anderen Leuten gleichzeitig Geld entgegennahm und Kugeln verkaufte. Es schien, als wolle jeder der Anwesenden eine Kugel kaufen.

Mit einer blitzschnellen Bewegung griff Ajhimo in Cynthias Tasche und nahm ihre Geldbörse heraus.

„Was machst du da?“, fragte Fucato entsetzt. „Du kannst ihr doch nicht einfach das Geld wegnehmen!“

„Ich geb’s ihr ja hinterher wieder“, verteidigte sich Ajhimo. „Aber ich will verhindern, dass sie dieses Ding kauft!“ Der Schmerz in seinem Gesicht sprach Bände.

Fucato seufzte und legte den Arm um seinen Freund. „Ich verstehe dich“, sagte er voll Mitgefühl. „Du willst ihr die Schmerzen ersparen. Aber du wirst es nicht können, solange sie nicht mit ihrer Taube spricht“, sagte er leise.

Cynthia wollte ihre Geldbörse herausholen. Doch die war nicht da. *Komisch*, dachte sie. *Ich bin mir ganz sicher, dass ich sie eingesteckt habe.* Sie suchte noch einmal. Doch die Geldbörse war einfach nicht zu finden.

Seufzend gab Cynthia die Kugel zurück. „Ich habe leider gar kein Geld dabei“, sagte sie bedauernd. Es fiel ihr unendlich schwer, dieses wunderschöne Stück zurückzugeben. Der Händler, der das offensichtlich merkte, blickte sie freundlich an und sagte: „Ich schenke dir eine.“ Er ließ seinen Blick über Emith und seine Brüder schweifen. „Sind das deine Freunde?“, fragte er.

Cynthia nickte. Daraufhin reichte der Händler auch jedem der Jungen eine Kugel und sagte: „Ich schenke euch allen eine. Weil ihr so nett ausseht!“

Cynthia und die Jungen standen mit weit aufgerissenen Augen vor dem Händler. Sie konnten ihr Glück kaum fassen. „Danke!“, stammelten sie. Dann gingen sie ein paar Schritte zurück, um anderen Leuten Platz zu machen, die auch zum Stand wollten.

Ajhimo steckte die Geldbörse wieder in Synthias Tasche zurück.

„Siehst du“, sagte Fucato. „Es hat nichts genützt!“

„Na, wenigstens haben sie dafür nicht noch Geld ausgegeben“, murmelte Ajhimo grimmig.

III. Die Macht der Kugeln

Emith saß auf seinem Bett und betrachtete die Kugel.

Es war nun schon ein paar Wochen her, dass sie die Kristallkugeln bekommen hatten. Seitdem hatte er jede freie Minute mit der Kugel verbracht. Je länger man hineinschaute, desto mehr Faszinierendes entdeckte man darin. Endlich hatte die Langeweile ein Ende! Jetzt war klar, dass als erstes nach den Hausaufgaben die Kugel rausgeholt wurde!

Das Allerschönste war jedoch, dass man sich selbst darin spiegeln konnte, inmitten all dieser Pracht. Emith liebte es, in die Kugel zu schauen und sein eigenes Gesicht darin zu sehen, wie es in vielen Farben glänzte und strahlte. Er fand, dass er aussah wie ein König. Und das war ein richtig

gutes Gefühl! Doch halt, was war das? Ein Pickel in seinem Gesicht. Auch der spiegelte sich in der Kugel und leuchtete in allen Farben! Das gefiel ihm nicht so. Er drehte die Kugel ein wenig, und sein Gesicht drehte er auch zur Seite. Jetzt sah er wieder besser aus!

Ihm fiel gar nicht auf, dass er lange nicht mehr im Buch des Königs gelesen hatte. Die Kugel war auch viel schöner. Das Buch des Königs war irgendwie langweilig geworden. Er kannte es auch schon recht gut; das meiste hatte er sogar schon mehrere Male gelesen. Jetzt war Zeit für etwas Neues, fand er. Vielleicht sollte er sich mal eine hübsche Freundin suchen.

Einen Moment dachte er an Cynthia. Sie war seine beste Freundin, und sie war auch hübsch. Aber irgendwie fand Emith es auf einmal langweilig, immer nur mit ihr zusammen zu sein. In seiner Klasse gab es ein Mädchen, das er schon lange sehr attraktiv fand. Sie hieß Isi, war äußerst hübsch und hatte immer viele verrückte Ideen im Kopf. Die meisten Leute mochten Isi, weil sie immer so lustig war. Und viele Jungen aus der Klasse waren hinter ihr her. Aber wenn Emith sich so in der Kugel betrachtete, hatte er das Gefühl, er könnte bei Isi Erfolg haben. Vielleicht sollte er sie heute mal besuchen, dachte er. Ja, das war eine gute Idee.

Er steckte seine Kugel in die Tasche und machte sich auf den Weg.

Fucato seufzte. Er musste sich etwas einfallen lassen. „Kannst du mal bitte auf Emith aufpassen?“, bat er einen anderen Lichtkrieger, der in der Nähe war. „Ich muss kurz weg.“

Der andere nickte und begab sich in Emiths Nähe, während Fucato wie ein Blitz verschwand und plötzlich in Isis Zimmer auftauchte, natürlich für sie unsichtbar.

„Möchtest du nicht jetzt gleich deine Freundin Anira besuchen?“, flüsterte Fucato in Isis Ohr.

Isi hatte eigentlich vorgehabt, heute Nachmittag zu Hause zu bleiben, aber plötzlich verspürte sie den Wunsch, ihre Freundin Anira zu besuchen. Gesagt, getan. Sie verließ das Haus und machte sich auf den Weg.

Ein paar Minuten später klingelte Emith an Isis Haustür. Niemand war zu Hause.

Fucato beobachtete alles und lächelte triumphierend. Für heute hatte er es verhindern können. Doch er wusste, es würde nicht immer gehen. Er konnte zwar ein paar Umstände beeinflussen, doch er konnte nicht über Emiths Willen hinweggehen.

Cynthia saß in ihrem Zimmer und grübelte. Seit einiger Zeit fühlte sie sich ständig bedrückt. Die ganzen letzten Monate waren für sie schon nicht leicht gewesen, denn genau wie Emith und seine Brüder war auch sie frustriert, dass der König so lange keinen Auftrag für sie gehabt hatte. Aber so traurig wie in den letzten paar Wochen war sie noch nie gewesen. Was war nur los mit ihr? Gedankenverloren holte sie ihre Kristallkugel aus dem Schrank. Die Kugel lenkte sie wenigstens von ihren Problemen ab, denn es machte immer Spaß, hineinzuschauen. Jedes Mal sah Cynthia etwas anderes darin – neue Farben, neue Formen, und immer wieder ihr eigenes Gesicht, strahlend schön.

So verbrachte sie die nächste halbe Stunde damit, in die Kugel zu starren. Doch diesmal machte ihr noch nicht mal das Spaß. Immer wieder betrachtete sie sich selbst darin und fragte sich, was mit ihr nicht stimmte. Ihre Gedanken

drehten sich im Kreis. Nach einiger Zeit legte sie die Kugel wieder weg. Was war nur mit ihr los?

Wieder einmal hatten der Schwarze Meister seine obersten Ritter und seine Ratgeber sich versammelt. Der graue Mann stand neben dem Schwarzen Meister und lächelte schmallippig, während er auf die Berichterstattung der Ritter wartete. Er wusste, der Meister würde zufrieden sein, und so war es auch. Ein paar Minuten später sah man ihn fast so etwas wie lächeln. Wenn man die teuflische Fratze, zu der er sein Gesicht verzog, als Lächeln bezeichnen konnte. Aber der graue Mann wusste, dass es ein Zeichen der Zufriedenheit des höchsten Meisters war, wenn er sein Gesicht so verzerrte.

Angewidert wandte er sich ab. Er hasste den Schwarzen Meister, genauso, wie er jeden der Anwesenden hier hasste, einschließlich sich selbst. Oh, wie ihm das alles zuwider war! Aber es erfüllte ihn mit großer Zufriedenheit, dass *er* derjenige war, dessen genialer, teuflischer Plan so gut aufging. Und es erfüllte ihn mit Zufriedenheit, dass der Schwarze Meister ihn gleich nach seinen weiteren Plänen fragen würde, ja, dass es *seine* Pläne waren, die jetzt ausgeführt wurden und die letzten Endes das ganze Land Colorania in den Untergang bringen würden. War es nicht wunderbar, so viel Macht zu haben? Macht über Leben und Tod. Macht, Leute zu zerstören oder am Leben zu lassen! O ja, so viel Macht besaß er jetzt! Und er würde sie dazu nutzen, zu zerstören.

Zufrieden wartete er ab, bis er an der Reihe war. Es sollte nicht mehr lange dauern. Bald wandte der Schwarze Meister sich an ihn und sagte anerkennend: „Man hört Gutes über deine Ideen. Soweit mir bekannt ist, hat fast jeder im

Land die Kugel gekauft. Wie sehen deine nächsten Pläne aus?"

„Oh“, antwortete der graue Mann. „Es ist schon alles vorbereitet. Bald werde ich den nächsten Schritt einleiten und dann wird es bis zum völligen Sieg über deine Feinde nicht mehr lange dauern! Du kannst dich auf mich verlassen!“

„Das ist gut“, antwortete der Schwarze Meister, und sein teuflisches Lächeln verzerrte sich noch mehr. „Das ist sehr gut!“



Ärger und neue Colorania-Mails

„Mirko, was hast du denn da?“

Mirko schrak heftig zusammen. Er hatte gar nicht gemerkt, dass seine Schwester Mira ins Zimmer gekommen war. Hastig schlug er das Buch zu und klappte sein Notebook zusammen. Doch es war schon zu spät. Interessiert nahm Mira das vergilbte, in altdeutscher Schrift vollgeschriebene Buch in die Hand und blättert darin. „Das ist ja Opas Handschrift!“, stellte sie erstaunt fest.

Mirko wurde sauer. „Du weißt doch, dass ich es nicht mag, wenn du einfach so reinkommst, ohne anzuklopfen!“, schimpfte er mit seiner Schwester.

Doch die ging gar nicht darauf ein. Zu Mirkos Entsetzen rannte sie mit dem Buch in der Hand aus dem Zimmer und lief zu ihrer Mutter. „Mama, schau mal!“, rief sie. „Mirko hat ein altes Buch von Opa!“

Mirko lief hinterher. „Gib das sofort wieder her!“, fauchte er.

Doch es war zu spät. Interessiert schauten jetzt auch seine Eltern das Buch an. Mirko stöhnte innerlich. Das hätte einfach nicht passieren dürfen!

Er hatte dieses Buch lange verborgen gehalten, genauso wie die Zeichnungen seines Opas, die er nach dessen Tod gefunden hatte. Die ganze Zeit hatte er gespürt, dass sowohl das Buch als auch die Zeichnungen Geheimnisse bargen. Schließlich hatte er herausgefunden, dass tatsächlich beides miteinander zu tun hatte. Das Buch enthielt eine Geschichte, und zwar genau den letzten Teil der Geschichte, die seine Schulfreunde Michaela und Nico immer per Mail zugeschickt bekamen. Und die Zeichnungen stellten die Hauptfigur der Geschichte dar, den Jungen

namens Emith. Gleichzeitig stellten sie Opas Jugendfreund Emil dar, der auf tragische Weise ums Leben gekommen war, und an den Opa anscheinend beim Schreiben der Geschichten gedacht hatte. Die ersten sechs Teile der Geschichte hatte Mirko bereits gelesen. Er hatte sie von Michaela bekommen. Nun waren Lena und er dabei, gemeinsam den siebten Teil von Opas altdeutscher, unleserlicher Handschrift abzuschreiben. Am Anfang hatte Mirko gedacht, das würden sie niemals schaffen. Aber Lena konnte es ganz gut, und so langsam bekam Mirko es auch besser hin, die Schrift zu entziffern. Heute Nachmittag wollte Lena kommen, und sie wollten damit weitermachen. Aber zuvor musste Mirko sich darum kümmern, dass seine Eltern ihm das Buch nicht wegnahmen. Sie hatten manchmal die Tendenz, ihn für psychisch gestört zu halten, weil sie der Meinung waren, er würde zu viel an seinen verstorbenen Opa denken. Tatsächlich schaute seine Mutter ihn äußerst besorgt an, nachdem sie das Buch durchgeblättert hatte.

„Woher hast du das denn?“, fragte sie und runzelte die Stirn.

„Ich habe es in einer Truhe auf dem Dachboden gefunden“, antwortete Mirko.

„Und was willst du damit? Dieses Wirrwarr kann doch sowieso keiner lesen!“, behauptete sie.

„Doch, Lena kann es lesen. Und ich kann es auch schon ein bisschen!“, widersprach Mirko.

„Na und, was willst du damit? Du musst endlich aufhören, dich mit Opa zu beschäftigen!“, ermahnte sie streng.

Doch Mirko antwortete: „Mama, das ist kein Tagebuch oder sowas. Das ist eine Geschichte, und zwar eine tolle Geschichte. Meine Freunde und ich haben schon die ersten sechs Teile gelesen, und das ist jetzt der siebte, da freuen wir uns voll drauf!“

„Ihr habt schon die ersten sechs Teile gelesen?“ Jetzt starrte seine Mutter ihn entgeistert an. „In Opas Handschrift?“